

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Ritt des Königs. Von Alfons von Czibulka

[urn:nbn:de:bsz:31-336020](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336020)

Der Ritt des Königs

VON ALFONS VON ZIBULKA

Dünnere, frostiger Schnee deckte die Felder und Hügel. Das Eis der gefrorenen Pfützen splitterte unter den Hufen des Pferdes, das, vom Dampf seines Schweißes und Atems umhüllt, müde über die Landstraße trabte. Sachte führte die Straße bergan. Manchmal fiel von den dürren Ästen der Bäume eine Schneelast auf den weiten, blauen Mantel oder den Dreispitz des Reiters. Dann blickte er auf. Rasch kam die Dezembernacht. Rot war das verschneite Land vom Scheine des glühenden Balls, der in schmutzigen Dünsten und Schwaden im Westen versank. Rot auch das Land von den brennenden Dörfern, deren riesenhafte Fackeln im Dämmern standen. Träge zog heizender Rauch über die schimmernden Felder. Zweimal bligte es vor dem Reiter auf einem fernen, schon in der Nacht versinkenden Hügelkamm auf. Schwer rollten zwei Kanonenschläge müde über das Land.

Einsam ritt der König über das Schlachtfeld von Leuthen. Niemand war um ihn. Seine Begleitung hatte er zurückgelassen. Manchmal schnaubte ängstlich sein Pferd und hob behutsam die Hufe über einen Toten, den die dichter fallenden Flocken begruben. Von Zeit zu Zeit stieg aus der weichen, weißen Fläche, von den Hügeln ein Stöhnen oder ein Schrei. Niemand hätte sagen können, ob Freund oder Feind so im Sterben schrie.

Wachfeuer blizten im Süden und Westen und Norden. Nur gegen Osten, wohin der König ritt, blieben die Hügel dunkel und tot. Dorthin wich der Feind. Von den Feuern her trug der Wind zerrissen einen Choral. Dort dankten sie Gott, denn doppelt war die Übermacht des Feindes gewesen, den man heute geschlagen. Doch der König war ernst. Einst in den Tagen von Mollwitz und Soor, von Hohenfriedberg und Kesselsdorf hatte er über seine Siege frohlockt. Da waren die Österreicher gelaufen, daß seine Husaren ihnen nicht auf den Spuren zu bleiben vermochten.

Aber nun war es anders.

Der König wußte: an den Soldaten der Kaiserin lag es nicht mehr, wenn er auch heute wieder ihre weichenden, gelockerten Kolonnen gesehen. Wunderbar hatte diese seltsame Frau, die er bekriegte, und die er doch nicht hassen konnte, vor deren Bildern er manchmal stand und die er niemals sehen sollte, in einem Jahrzehnt ihre Soldaten gewandelt. Einer nur noch war unter ihnen, der, ohne daß er es ahnte, sein Helfer und Freund war: der Herr Bruder Karl von Lothringen, der Generalissimus und Schwager der Kaiserin, den sie drüben jenseits der böhmischen Berge selbst den Heerverderber nannten. Nun würde die Theresia wohl zornig auffahren, dem Herrn Schwager das Kommando nehmen und vielleicht diesen Daun zu ihrem Feldherrn machen, den „Monsieur Leopold“, der ihr mit dem Tage von Kolin ihre Reiche gerettet und dessen Hand der König auch heute bei Leuthen zu spüren vermeint hatte. Der König sah über Räume und Zeiten. Wie wunderbar war denen drüben oft plötzlich das Kriegsglück aufgestiegen! Daß es wie ein Sturmwind durch Europa fegte. Und den letzten, der es an sich gerissen, den



„Guten Abend, meine Herren!“
Nach einem Gemälde von Artur Kampf

Eugenius, hatte er noch selbst als alten Helden gesehen. Der König blieb ernst.

Da hörte er Stimmen vor sich auf der Straße und sah im hellen Schimmern des Schnees Schatten von Reitern aus dem Dunkel tauchen. Eine Laterne schwankte in der Hand des einen. Ihr gelbes, mattes Licht fiel auf die Gestalt eines zweiten. Friedrich erkannte einen preußischen Offizier. Fragend scholl ihm der Ruf entgegen: „Wer da?“ — Der König gab keine Antwort, ritt näher und fragte: „Hat Er Meldung, Rittmeister?“ Da riß es den anderen im Sattel hoch. Der Reiter neben ihm hob das schwankende Licht, daß der ärmliche Schein auf das Antlitz des Königs fiel. Wie ein Ruck lief es die Schatten entlang, die im Dunkeln hinter dem Licht sich drängten. Irgendwo in der Nacht fiel leise das Wort: Der König! — Lautlos sanken die Flocken. Aus dem Dunkel kam die Antwort des Offiziers. Vor zwei Stunden, so meldete er, wäre der Feind in schlechter Ordnung in drei Kolonnen über das Eis der Lohe gegangen. Auch hätte er, und seine Stimme klang wie ein Jauchzen, im Norden nahe die Lichter von Breslau gesehen.

Im Flackern des Lichtes strahlten die Augen des Königs vor Freude. Dennoch sah er mißtrauisch auf seinen Offizier. Was hatte man ihm im Frieden und Kriege schon alles an Unsinn gemeldet! Waren ja doch alles nur Narren und Schelme, die Menschen! Was hatte er heute wieder mit Schelten und Räsönieren, ja mit dem Krückstocke dreinfahren müssen, damit der gestaffelte Angriff, über den dem Herrn Bruder Karl von Lothringen wohl jetzt das Maul noch offen stand, wie ein Messer den Kaiserlichen in die Rippen fahre! Gallig fragte er den Offizier:

„Hat Er das selbst gesehen, daß die ganze österreichische Armee über die Lohenging?“ Der Rittmeister bejahte. Da nickte der König und befahl: „Dann reit Er nach Groß-Gohlau! Er weiß doch das Nest? Südöstlich von Leuthen. Dort trifft er den Ziethen. Meld Er ihm, daß ich im Schlosse von Lissa Quartier nehme. Er soll mir immediatement zwei Feldjägeroffiziere schicken!“ — Seine Stimme hatte gnädiger, fast milde geklungen. Er griff mit der Hand, die den Krückstock hielt, an den Hut und ritt an den schattenhaft im Dunkeln haltenden Reitern vorüber. Bald hatte hinter ihm der weiche Schnee und der böige Wind den Galoppschlag der sich entfernenden Husaren verschlungen.

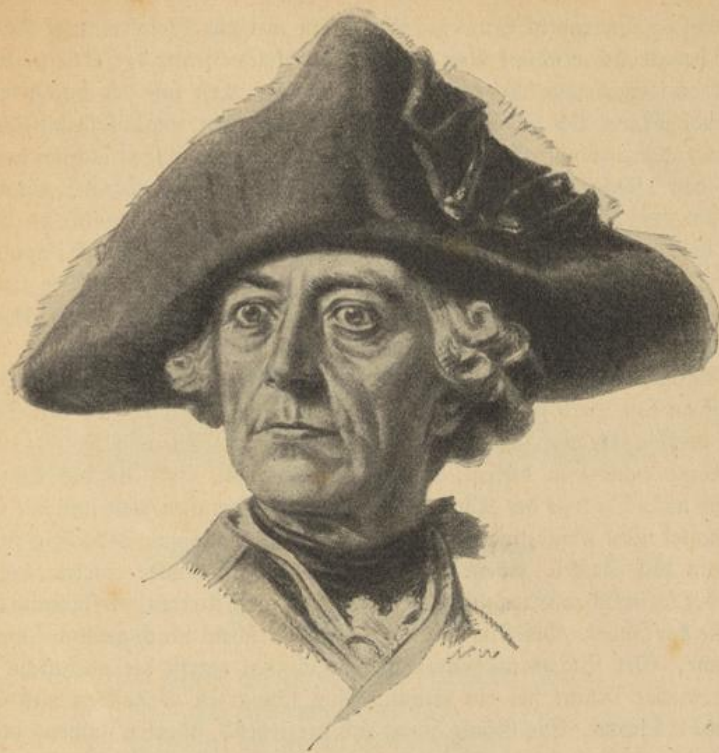
Der König nickte vor sich hin und klopfte mit der Rechten, die im durchnähten Handschuh steckte, den Hals seines Pferdes. Denn wich der Feind schon über die Lohenging zurück, dann war das nicht Rückzug, sondern Flucht.

An einem schmalen Flußlauf, zu dem die Straße sich plötzlich senkte, bog Friedrich nach Norden, gegen Lissa. Es hatte zu schneien aufgehört. Duster und rot hing der Mond riesenhaft über Leuthen. Blasse Sterne standen verschleiert am Himmel. Im Froste kirrte das Eis des gefrorenen Flüsschens. Manchmal piff ein schneidender Windstoß den Bachlauf entlang.

Ferne grollte verschlafener Donner. Es war das Geschütz der Preußen vor Breslau. Der König lächelte. Denn nun hatte die Theresia für diesen Winter keine Armee mehr. Nun mußte auch Breslau fallen! Freilich, im nächsten Frühjahr würde die Kaiserin ein größeres, vielleicht auch besser geführtes Heer gegen ihn auf die Beine bringen und dann von ihrem heiteren Schönbrunn aus, von dem er schon so vieles gehört hat, mit ihrem Raunis, dem genialen Fuchsen, weiter das Kesseltreiben gegen den bösen König von Preußen führen. Indes er selbst Jahr für Jahr als sein eigener Soldat, abgerissen vom Lagerleben, alternd und kränkelnd vor Arbeit und Sorgen, über die böhmischen und schlesischen Felder reiten mußte. Bis ihn vielleicht eine Kugel trafe oder sie ihn fingen. Es wurde bitter kalt. Den König fröstelte.

Da wieherte sein Pferd. Aufmerksam spähte er durch das fahle Dämmern der Winternacht. Ein verschwimmendes Licht stand vor ihm. Tief sank das Pferd in einen verschneiten Graben, arbeitete sich schnaubend hoch und stand auf einer von Geschütz und Fuhrwerk zerfahrenen Straße. Im schwachen Schein des Mondes ragten die verschneiten Pappeln einer Allee. Langsam ritt der König zwischen den Bäumen dahin. Er sehnte sich nach Wärme und Schlaf. Dunkel türmten sich die Mauern des Schlosses von Lissa vor ihm. Aus dem linken Flügel zu ebener Erde schimmerte ein Lichtstreif. Das Tor war geschlossen. Zwei Posten standen wie Schatten davor. Sie präsentierten. Seltsam schien dem König der Griff. Doch sah er nicht deutlich. Da war er vorüber. Klirrend sanken hinter ihm die Gewehre in Ruh. An der Türe, durch deren Spalt über der Schwelle ein Lichtstreif auf den Schnee fiel, parierte er, Stimmen waren hinter der Türe zu hören. Eine Gestalt, unkenntlich im Dunkeln, trat auf ihn zu, stand stramm. Da glitt er vom Sattel, warf die Zügel dem Wartenden zu und trat ein.

Im Luftzuge der sich öffnenden Türe flackerte fast erlöschend eine Laterne, die an einer steinernen Säule hing. Dunst von Schnee und Nässe, Qualm und Rauch füllten den Raum. Rings an den Wänden standen Tische mit Gläsern und Flaschen. Menschen schwasteten und lachten in den zuckenden nebligen Schatten. In der Tiefe des Raumes schimmerten marmorne Stufen und Zierat der Treppe.



FRIEDRICH DER GROSSE

Unser Leben führt uns mit raschen Schritten von der Geburt bis zum Tode. In dieser kurzen Zeitspanne ist es die Bestimmung des Menschen, für das Wohl der Gemeinschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten.

Friedrich der Große, Testament 1769

Der König blieb stehen. Noch vermochte er nichts zu erkennen. Langsam nur gewöhnten sich seine Augen an den trüben Schein und den heizenden Dunst. Gesichtlicher wandten sich ihm zu, die wie im Nebel verschwammen. Seltsam schien es ihm, daß keiner sich rührte.

Plötzlich fuhr einer, der ihm zunächst saß, polternd vom Stuhle auf, neigte sein Gesicht forschend gegen das Antlitz des Königs, taumelte zurück und griff an den Degen. Sporenklirrend, stampfend sprangen die Sitzenden auf, rings um den König drängten sich österreichische Offiziere. Zum zweitenmal an diesem Abend hörte er leise das Flüstern: der König! — Dann standen sie still, als hielte Theresia vor ihnen.

Der König stand wie erstarrt. Er fühlte sein Leben zerbrechen. Nur sein Blick hielt stand und ging prüfend von einem zum andern. Da wußte er, daß sie sich von ihm überfallen und das Schloß von seinen Grenadieren umzingelt glaubten. Rasch trat er vor, ohne den Blick von ihnen zu wenden, nahm den Dreispitz vom Haupt, lächelte und sagte: „Bon soir, messieurs, Sie haben mich hier wohl nicht vermutet?“ Fast klang es wie Spott. Auch rührte sich keiner. Weil keinen der Gedanke befiel, daß nicht sie in der Gewalt des Königs, sondern er in ihrer sei.

In diesem Augenblick kam eine Gestalt in weißem Reitermantel die Treppe herunter, beugte sich erstaunt über das verschnörkelte Gitter der Stiege und stand dann mit drei Sprüngen auf der untersten Stufe. Erst sah der hochgewachsene, hartblickende Mann, der Obrist vom Regiment Savoyen, ungläubig auf den fremden Offizier, dann hob er verwundert die Brauen. Seine Augen lachten vor Glück. Er hatte den König erkannt und begriff. Langsam kam er heran. Stand zwei Schritte vor dem König mit einem Ruck kerzengerade still, als wollte er Meldung erstatten, hielt den goldbetrehten Hut mit der Rechten nach Vorschrift von sich und sprach leise, höflich, doch so deutlich, daß es jeder hören konnte: „Sie haben sich verirrt, Sire! — Ich bitte untertänigst, mir zu folgen. Mein Quartier steht Eurer Majestät zur Verfügung.“ — Dann wandte er sich der Treppe zu und wartete, um dem König den Vortritt zu lassen. — Da löste sich die Erstarrung der Offiziere. Einer griff an den Korb seines Säbels und zog. Degen klirrten aus den Scheiden, und aus dreißig Kehlen jauchzte der Ruf: „Vivat, Theresia!“

Niemand achtete in diesem Saumel des Königs. Erst als die Tür schlug, horchten sie auf. Da war der König verschwunden. Draußen hielt ihm der Soldat, der im Dunkel nicht ahnte, was er tat, den Bügel. Langsam, bedächtig fast, stieg Friedrich in den Sattel. Eben, als er in die Auffahrtsallee einritt, wieder die Gewehre der kaiserlichen Grenadiere im Präsentiergriff klirrten, verstummte drinnen im Schlosse der Jubel. Die Tür flog auf. Ein Lichtschein brach grell auf die Wege und Bäume. Der Alarmruf gellte und ein Signal zerriß die nächtliche Stille. Irgendwo in der Nacht fiel ein Schuß. Aus schwarzen Gebäuden und Ställen schwankten die Lichter. Die Gänge hinter sich herziehend, stürzten fluchend die Leute ins Freie. Keiner achtete des Reiters, der an ihnen vorbei über die Schloßstraße trabte.

An dem Ende der Allee, dort, wo sie in die Landstraße einmündete, bog der König ins offene Feld. Nicht fiel wieder der Schnee. Der Mond war hinter Wolken verschwunden. Noch sah der König die Bäume der Straße. Da hörte er schon Hufschlag und Jagen. Wie ein riesiger Schatten brauste eine Schwadron vom Schlosse her auf die Straße. Sie sahen ihn nicht. Langsam wandte er sein Pferd und trabte ins verschneite Land hinaus.

Zwei Stunden später saß er in einem ärmlichen Lehnstuhl einer Bauernstube in Zietzens Quartier. Der Alte war erstaunt, ihn zu sehen. Denn er hatte doch Meldung, daß der König im Schlosse Lissa Quartier genommen. Doch fragte er nicht. Friedrich war bleich, trank hastig einen Becher Wein, den ihm der General geboten, legte den Hut vor sich auf den eichenen Tisch und sagte: „Weiß Er, mein lieber Zietzen, daß ich seit heute an Mirakel glaube?“ —

Der Alte meinte zu verstehen und lachte derb: „Das Mirakel von Leuthen, Eure Majestät, das sind Sie!“ —

Müde schüttelte Friedrich das Haupt: „Die Schlacht, Zietzen, meine ich nicht!“ — Dann schwieg er. Erst nach einer Weile blickte er wieder auf und sagte: „Hör Er, der Rittmeister vom Regiment Bayreuth, der heute die Patrouille an die Lohse führte, ist ein Esel. Setz er ihn drei Tage in Arrest!“ —

Der General verstand nicht recht, erhob sich, nahm den leeren Becher des Königs und goß aus einer Feldflasche, die über dem Pelz an der Türe hing, ein. Dann trat er an den Tisch zurück und wollte fragen. Da sah er, daß der König schlief.